

Vierter Abschnitt.

Von dem Seelenleben.

§. 323.

Alle unsere Empfindungen, alle Sinnesreizungen beziehen sich auf eine Einheit in uns, welche wir Seele (anima) nennen. Sie ist es, welche sich ihrer selbst bewußt, mittelst der Sinne und des ganzen Nervensystems, die Welt und den eigenen Organismus anschaut, und aus dem Angeschauten durch Nachdenken und Beurtheilen Vorstellungen erwirbt, die sie bei sich aufbewahren, willkürlich wieder hervorrufen, umändern, unter einander auf das Mannigfaltigste verbinden und wieder trennen kann, so daß sie bald das Besondere zur Allgemeinheit führt, bald aus dieser das Besondere ableitet; sie ist es, welche in uns den Schmerz und die Lust fühlt, sie, die nach dem Schönen und Guten strebt; sie endlich, durch welche unser Organismus sich regt und bewegt.

Anm. Die Psychologie ist der wichtigste Theil der Philosophie, ja diese beschäftigt sich eigentlich nur mit der Erforschung des menschlichen Geistes, und dessen, wozu er fähig ist, um ihn dadurch möglichst zu entwickeln. Sie ist aber auch ein wesentlicher Theil der Physiologie, und wir brauchen sie nicht durch den falschen Beisatz empirische Psychologie für uns zu erschleichen, sondern sie gehört uns mit vollem Recht. Es ist aber in einem Handbuch natürlich nicht möglich, mehr als eine sehr kurze Uebersicht davon zu geben; so wie ich auch nur die Schriften anführe, welche ich zu benutzen gewohnt bin.

- C. Platner Neue Anthropologie. 1. B. Lpz. 1790. 8.  
Im. Kant Anthropologie. 2te Aufl. Königsb. 1800. 8.  
Fr. Aug. Carus Psychologie. Lpz. 1808. 2 Bde. 8.  
E. Schulze Psychische Anthropologie. 2te Aufl. Gött.  
1819. 8.  
J. Fr. Herbart Lehrbuch zur Psychologie. Königsb. und  
Lpz. 1816. 8.  
Jak. Fr. Fries Handbuch der psychischen Anthropologie.  
2 Bde. Jen. 1820, 21. 8.  
Joh. Ge. Leidenfrost Confessio de mente humana.  
Duisb. 1793. 8. † Uebers. Bekenntniß seiner Erfahrungen, die  
er über den menschlichen Geist gemacht zu haben meint.  
Duisb. 1794. 8.  
(Thom. Thorild) Maximum seu Archimetria. (Gryph.)  
1799. 8.  
J. Gottlieb Steeb Ueber den Menschen nach den haupt-  
sächlichsten Anlagen in seiner Natur. 3 Bde. Tüb. 1796. 8.  
H. B. Weber Anthropologische Versuche. Heidelb. 1810. 8.  
Ph. C. Hartmann Der Geist des Menschen in seinen  
Verhältnissen zum physischen Leben. Wien. 1820. 8.  
P. J. G. Cabanis Rapports du Physique et du Moral de  
l'homme. Ed. 2. Paris 1805. 2 Voll. 8.  
J. Haslam Sound Mind. Lond. 1819. 8.  
J. Ge. Zimmermann Von der Erfahrung in der Arznei-  
kunst. Zürich 1787. 8.  
C. Philipp Moritz Magazin zur Erfahrungsseelenkunde.  
Berlin 1783 — 95. 10 Bde. 8.  
Fr. Nasse Zeitschrift für psychische Aerzte. Für 1818 — 22.  
Lpz. 1818 — 22. 18 Hefte. 8.

§. 324.

Wir erkennen die Seele aus ihrem Wirken, al-  
lein von ihrer eigentlichen Natur wissen wir nichts;  
ist uns doch selbst die Natur der Materie fremd.

Eben so vergeblich ist es, die Weise erforschen zu wollen, wie die Seele, als Einheit, mit dem zusammengesetzten Körper verbunden ist, und wenn der sonst so geistreiche Leidenfrost (Vom m. Geist. S. 9.) unsere Seele nicht mit dem Körper, sondern mit dessen immateriellen Kräften verbunden annimmt, so giebt das doch auch keinen Aufschluss. Diese sogenannten immateriellen Kräfte sind ja nichts als Eigenschaften unsers Körpers, welche die Seele davon abstrahirt, die also keine abgesonderte Existenz besitzen; wie könnte daher unsere Seele mit ihnen und nicht mit dem Körper verbunden seyn? Wären sie aber wirklich immateriell, so bliebe dieselbe Frage: wie verbinden sie sich mit dem Körper.

Von einem Sitz der Seele, an irgend einem bestimmten Orte, kann auch daher die Rede nicht seyn, allein das wissen wir, daß die Seele nur durch das Gehirn, als das Seelenorgan (§. 261.), auf unsern Körper, wie auf den der höhern Thiere, mittelst des Nervensystems einwirkt.

Anm. 1. Ehemals ward die Frage häufig aufgeworfen, wann die Kinder beseelt werden, oder der terminus animationis eintrete. Da wir aber gar nichts darauf zu antworten haben, so muß sie zurückgewiesen werden. Nicht besser ist die Frage: ob es Misgeburten ohne Seele gebe; sobald sie ein Gehirn haben, sehe ich wenigstens keinen Grund ein, daran zu zweifeln. Herbart (S. 99.) sagt: Einige Erzählungen von gänzlich blödsinnig Geborenen erregen den Gedanken, daß sie vielleicht wirklich nur vegetirende Leiber ohne Seele seyn mochten. Ich sollte dagegen glauben, Blödsinn, sey er noch so groß, setze

Sinn, also Seele, voraus, und sobald wir an solchen Geschöpfen auch nur die geringsten Aeußerungen von Lust oder Unlust bemerken, woran es doch wohl nie fehlt, so ist auch wohl am Daseyn der Seele nicht zu zweifeln.

Wenn auch derselbe Schriftsteller (S. 98.) behauptet, daß man nicht voraussetzen dürfe, daß jedes Thier nur eine Seele habe, und daß bei Würmern, deren abgeschnittene Theile fortleben, das Gegentheil wahrscheinlich sey: so ist es nicht möglich, ihm darin beizupflichten, weil die Einheit der Thiere bei zwei Seelen undenkbar ist. So gut neu entstehende Thiere bei der Sprossenbildung, aber auch bei jeder Zeugung, mit und ohne Begattung, beseelt werden, eben so gut kann man dies auch wohl von solchen getrennten, fortlebenden Theilen annehmen; es sind im Grunde nur gewaltsam getrennte Sprossen.

Anm. 2. Daß Aristoteles, dem der menschliche Bau unbekannt war, und der hauptsächlich Thiere aus niedern Klassen (sehr obenhin) zergliedert zu haben scheint; das Gehirn ganz zurücksetzte, und den Sitz der Empfindungen, vielleicht auch den Ursprung der Nerven, im Herzen suchte, erregt durchaus keine Verwunderung; wohl aber erregt es sie, daß in den neuesten Zeiten so etwas geschehen konnte. Jak. Fid. Ackermann (De nervi systematis primordiis. Mannheim. et Heidelberg. 1813. 8.), dem freilich keine Paradoxie zu arg war, erdachte den Ursprung des sympathischen Nerven aus dem Herzen, den des kleinen Gehirns aus der Wirbelarterie u. s. w. Bichat (Sur la vie et la mort p. 61 — 91.) selbst konnte die verwerfliche Meinung aufstellen, daß die Eingeweide (als Herz, Lungen, Leber, Milz, Magen u. s. w.) der Sitz und die Quelle der Leidenschaften sind, oder mit andern Worten, daß diese dem organischen Leben angehören. Da die Seele mit dem Körper verbunden ist, so wirkt sie nicht bloß auf ihn, sondern er ebenfalls auf sie, allein daraus ist kein so sonderbarer Schluß abzuleiten. Bichat mußte daher auch noch die seltsame Hypothese hinzufügen, daß bald dieses, bald jenes Eingeweide die Quelle einer und derselben Leidenschaft sey. Wenn bei Zornigen ein

galliges Erbrechen entsteht, so sitzt der Zorn in der Leber; hingegen in der Milchdrüse, oder in den Speicheldrüsen, wenn die Milch, der Speichel verändert sind. Wie kann man so etwas annehmen!

Anm. 3. Stahl und seine Anhänger, unter den Neueren vorzüglich Platner, haben den Einfluß der Seele auf den Körper zu groß angenommen. Sie hat auf ihn, durch den Willen, und noch mehr, wenn Leidenschaften hinzukommen, ein entschiedenes Vermögen, einzuwirken, wovon noch in diesem Abschnitte, vorzüglich aber im siebenten Buch, gesagt wird: allein unmöglich können wir alle Veränderungen des Organismus davon herleiten. So schöpferisch ist die Seele nicht, vergl. §. 227.

§. 325.

Die Seele äußert ihre Thätigkeit auf eine mannigfaltige Weise, so daß wir, um die verschiedenen Richtungen ihrer Thätigkeit übersehen und beurtheilen zu können, genöthigt sind, ihr gewisse Vermögen, namentlich das Erkenntnißvermögen, das Gefühlvermögen und das Begehungsvermögen zuzuschreiben, und dieselben wiederum abzutheilen.

Anm. Dieselbe Seele erkennt, fühlt und begehrt zwar zugleich, doch hat sie nicht immer alle Vermögen in gleicher Ausbildung, oder in gleicher Thätigkeit, noch mehr aber weichen die Seelen der verschiedenen Menschen hierin von einander ab, woraus sich ein neuer Grund ergibt, sie einzeln zu betrachten.

§. 326.

Die Seele ist sich ihrer bewußt, oder hat Bewußtseyn (conscientia), ja sie kann sich selbst beobachten und ihre Vermögen unter einander ver-

gleichen. Diese Selbstbeobachtung ist auch nothwendig, um die Vermögen auf den möglichsten Grad der Vollkommenheit zu bringen.

An m. 1. Da die Seele nicht bloß allen Geistesoperationen, sondern auch allen Empfindungen und willkürlichen Bewegungen vorsteht, und sich dessen bewußt ist, so kommt es ihr wohl zu, sich als den Repräsentanten des ganzen Organismus und als das eigentliche Ich zu betrachten. In der frühesten Zeit gebraucht zwar das Kind von sich den Namen, womit es von Andern genannt wird, allein, so wie es dessen ungeachtet Bewußtseyn seiner selbst hat, so liegt auch schwerlich eine Nothwendigkeit darin, und man könnte gewiß das Kind gleich anders zu sprechen gewöhnen. Ich habe selbst erlebt, daß ein Kind nur eine ungemein kurze Zeit (so daß es beiden Eltern aufgefallen war) sich in der dritten Person mit seinem Namen nannte, und dann gleich von selbst anfang, von sich in der ersten Person zu sprechen.

Die Seele nennt sich so, entweder im Allgemeinen: ich lebe; oder auch in jeder Thätigkeit des Organismus, wo sie dieselbe nicht unterscheidet, als ich denke, schreibe, esse u. s. w. In jenem Fall, wo sie sich als den ganzen Organismus repräsentirend und als das Ich betrachtet, unterscheidet sie auch jedes Einzelne, und spricht: mein Geist denkt; mein Wille vermag nichts; mein Körper ist schwer. Da auch der Ausdruck Seele häufig als synonym mit dem Worte Geist genommen wird, so sagt sie auch: meine Seele denkt; eben so: mein Ich ist unsterblich.

An m. 2. Mit Recht ist davor gewarnt worden, die Selbstbeobachtung nicht zu übertreiben, denn indem man sich selbst im Denken, im Fühlen, im Wollen zu belauschen strebt, kann man sich leicht verwirren, und eine solche Verwirrung steht an der Gränze des Wahnsinns. Auf ähnliche Art ist es auch mit der Aufmerksamkeit überhaupt beschaffen. Diese ist zu jeder Beobachtung durchaus nothwendig; allein wird sie übertrieben,

so kann sie eben so gut, als die Zerstreung, auf Abwege führen: nämlich dort auf ein Vertiefen in das Unergründliche, worin man also versinkt; hier in ein Umherschweifen in dem Unbegrenzten, wo das Auge keinen festen Punct gewinnt.

Das Allerwesentlichste für den Menschen ist, sich seiner immer deutlich bewußt zu seyn, nur dadurch erhält man Selbstständigkeit, nur dadurch ist man einer geistigen Entwicklung und der Sittlichkeit fähig. Ist das Bewußtseyn sehr lebhaft, so wird es sehr richtig als Gegenwart des Geistes bezeichnet. Dieser steht nämlich mit der ganzen Fülle seiner Kenntnisse, seiner Erfahrungen da; mit einem wohlgerüsteten, schlagfertigen Heere, so leicht wird er daher nicht besiegt. Dem Arzt ist diese Geistesgegenwart am Krankenbette so nothwendig, daß, wer sie nicht besitzt, sehr wohl thut, sich zu einem andern Fache zu wenden, wo der beharrliche Fleiß allein ausreicht.

§. 327.

Die Vorstellungen des Menschen unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht. Wir können sie erstlich auf ihren Ursprung beziehen, je nachdem sie nämlich aus Sinnesanschauungen hervorgehen, oder nicht; ferner je nachdem sie dunkel oder klar, deutlich oder undeutlich, falsch oder wahr, neu oder bekannt sind.

Anm. 1. Es ist sehr schwer, wenn nicht unmöglich, zu bestimmen, welche Vorstellungen nicht aus Sinnesanschauungen abgeleitet werden können, da unser Geist selbst durch den Sinn anschaut, also immer darauf einwirkt, und alles zum Allgemeinen, d. h. zur Einheit zu führen strebt. Dies drückt auch eigentlich nur der Satz aus: nihil est in intellectu, quod non prius fuerat in sensu. Die ersten, oft sehr leisen Anklänge kommen durch die Sinne, allein die Ausbildung zum Begriff (idea) gehört dem Geist an. So etwas mag selbst von den

Begriffen Raum und Zeit gelten, so unwahrscheinlich es auch zuerst vorkommt.

Wir besitzen keine angeborene Begriffe (*ideae connatae*), allein die Anlage zu dem Vermögen ist uns angeboren, wodurch wir die abstractesten Begriffe bilden können.

Anm. 2. Wir sind nicht im Stande, uns über Alles deutliche Vorstellungen zu machen, da unser Fassungsvermögen beschränkt ist; allein wir vermögen, sie über sehr Vieles zu gewinnen, und uns unserer Unkunde bewußt zu seyn, wo wir nicht dahin kommen, d. h. wo die Gränze unsers Wissens ist, sey es für immer, sey es für unsern heutigen Standpunct. Hiernach zu streben, ist einem Jeden Noth, und wer dies erschwert, verdient bittern Tadel; namentlich der Lehrer, welcher geflissentlich etwas ins Dunkle zu ziehen sucht, und so den trüben Schlamm der Mystik für den lautern Born der Wahrheit darreicht; aber auch der bietet sich mit Unrecht zum Führer an, welchem selbst noch alles im Hëlldunkel schwebt, denn er ist noch nicht zum Lehrer gereift, und die Jünglinge verlieren bei ihm ihre Zeit. Ein Schuster, wie Jacob Böhme, mag sich an dem Unsinn der Mystik ergötzen, und wer ihm folgt, hat es sich selbst zuzuschreiben, denn er war nicht dazu gezwungen: dort ist dies aber anders.

Anm. 3. Marcus Herz (Versuch über den Schwindel. N. Aufl. Berl. 1791. 8.) fordert mit Recht für jede Vorstellung eine gewisse Zeit (oder Weile); wird diese zu sehr gedehnt, so entsteht Langeweile (*taedium*); folgen sich hingegen die Vorstellungen zu rasch, so entsteht nach ihm der Schwindel (*vertigo*). Man kann ihm aber nur zugeben, daß dieser häufig auf die Weise entsteht, und Herz beging in seiner, übrigens für die Psychologie sehr wichtigen Schrift hauptsächlich den Misgriff, daß er sich eigentlich nur den Gesichtsschwindel dachte. Bekanntlich kommen aber Blindgeborene und Blindgewordene ebenfalls zum Schwindel, wie Zeune (*Bélisar* S. 22.) erzählt. Dieser, der den Schwindel von dem Umschwung des Blutes nach einer Richtung herleitet, bemerkt auch, daß Jren



auf dem Drehrade bisweilen Blut aus Mund und Nase hervorspritzt, und theilt die interessante (wie mir scheint, seiner Erklärung widersprechende) Beobachtung mit, daß einer seiner blinden Zöglinge nur beim Linksumdrehen, ein Anderer nur beim Rechtsumdrehen schwindelig werde; jener habe auch nur auf der linken, dieser nur auf der rechten Seite Kopfschmerzen.

J. Purkinje (Beiträge zur näheren Kenntniß des Schwindels. In: Med. Jahrb. des Oestreich. Staates. VI. B. 2. St. S. 79 — 125.), welcher eine große Reihe verschiedenartiger Versuche an sich selbst gemacht hat, nimmt den Schwindel für eine durch subjective Zustände bedingte Scheinbewegung der Sinneserscheinungen, die durch eine Täuschung auf das Objectiv übertragen wird; er theilt ihn in den Raum- und Zeitschwindel ein, zu welchem letzteren er hauptsächlich denjenigen rechnet, welchen Herz durch die zu schnelle Folge der Vorstellungen erklärt. Purkinje glaubt, daß die Erscheinungen, welche sich sowohl in den Sinnesorganen, dem Auge, Ohr und Tastorgan, als auch im übrigen Körper (durch Ekel, Angst, Kopfschmerz u. s. w.) bei dem Drehen, oder dem Galvanismus zeigen, durch die Bewegungen der Theile des Gehirns, des Herzens (Zerren der Herznerven), des Magens entstehen, und namentlich auch die verschiedenen Arten des Schwindels, je nachdem man den Kopf beim Drehen aufrecht, horizontal, schief oder hinabhängend hält. So gewaltsame Ursachen treten aber wohl nicht ein; man kann ja den Schwindel, indem man einen Gegenstand fixirt, oder sich anders umdreht, wenigstens im Anfange, schnell aufheben. Wir sehen oft Menschen lange Zeit auf dem Kopf, oder in andern unnatürlichen Stellungen stehen, sich mit den Füßen anhängen, dabei trommeln u. s. w.; dann müßten auch da solche Veränderungen in der Lage ganzer Organe oder ihrer Theile eintreten, allein dies ist nicht der Fall, wie wir daraus sehen, daß es keine üblen Folgen hat. Die Täuschungen bei dem Schwindel entstehen vielmehr bloß durch die fremdartigen Bewegungen, denen wir nicht gewachsen sind; daher hören auch Manche auf, schwindelig zu werden,

indem sie sich an solche Bewegungen gewöhnen, wie die Schiffer, die gewöhnlich nur im Anfang ihrer Reisen seekrank und schwindlig werden, oder bei sehr grossem Sturm. Der auf den Kopf stark angewandte Galvanismus, narkotische Mittel, Krankheiten, die Schwindel erregen, verwirren unsere Sinne, oder das Seelenorgan; weiter läßt sich darüber nichts sagen. Bei dem Schwindel auf Höhen kommt zu dem Ungewohnten die Furcht hinzu; uns wird ja auch leicht schwindelig, wenn wir einen Menschen in sehr grosser Höhe, z. B. an der Thurmspitze, erblicken. Mit dem Schwindel leidet eine andere Täuschung entgegengesetzter Art offenbar eine Vergleichung: wenn wir nämlich im Wagen oder Schiff stillstehend oder sitzend schnell fortbewegt werden, so finden wir uns ruhig, allein alle Gegenstände, bei denen wir vorbeikommen, scheinen uns vorbei zu gleiten.

Eine starke Congestion des Blutes kann Betäubung, aber nicht Schwindel machen, dagegen macht ihn eine grosse Blutentziehung; dabei entsteht auch Ekel, Mattigkeit u. s. w. Hier ist das Sensorium unfähig, richtige Sinnesanschauungen zu empfangen; es schwimmt alles durch einander. — Die Organe unsers Körpers, namentlich das Gehirn, sind so befestigt, daß Bewegungen unsers Körpers, falls sie nicht alles Maafs überschreiten, keine Veränderung ihrer Lage hervorbringen können, und dann entstehen sie gewaltsam, wie Brüche, Risse u. s. w. Purkinje meint auch eigentlich, wie ich in einer von ihm in Berlin gehaltenen Vorlesung gehört habe, kleinere, nicht näher zu bestimmende Veränderungen der Theile, allein so sehr ich seinen Scharfsinn und seine Ausdauer in den Versuchen schätze, so muß ich mich auch dagegen erklären, weil ich mir solche mechanische Veränderungen nicht ohne darauf folgende Zerrüttungen denken kann.

§. 328.

Das Gedächtnifs (Memoria) ruft willkürlich, oder durch Association, die gehabten Vorstellungen,

oder die Zeichen zurück, womit wir die Gegenstände unserer Erkenntniß in Schrift und Sprache darstellen, und ist im Stande, eine solche Menge und so verschiedene Dinge zu umfassen, daß man wohl mit Haller (El. Phys. V. p. 547.) darüber erstauen kann. Man hat nicht selten unbedachtsamer Weise das Gedächtniß, als ein niederes Geistesvermögen, geringgeschätzt, und wohl gar darüber vernachlässigt, es bei jungen Leuten früh genug und hinreichend zu üben, allein damit viel Schaden angerichtet. Wessen Gedächtniß leer ist, worüber soll der urtheilen, oder was kann er eigentlich sein nennen?

Das Gedächtniß muß von der ersten Kindheit an geweckt und das ganze Leben hindurch geübt werden. Diejenigen, welche über Mangel des Gedächtnisses klagen, wenden gewöhnlich nicht Fleiß genug darauf an, oder verfahren dabei auf eine unzweckmäßige Weise. In der Kindheit wird es bloß geübt; allein späterhin ist nöthig, darauf zu sehen, daß das Neu-Erlernte mit dem Vorigen zusammenhänge, und je mehr man es in allen seinen Beziehungen auffaßt, und immer wieder in andern Verbindungen sich zurückruft, um so mehr lernt man es beherrschen. Je leichter man etwas auffaßt, um desto mehr muß man fürchten, es zu vergessen, und bei dem treuesten Gedächtniß muß man sich doch nicht darauf verlassen, sondern sich möglichst viel aufzeichnen, um sich sicher zu stellen. Vorzüglich aber muß man alles Geringfügige, wie

die mehrsten Dinge des Tages, gar nicht behalten wollen, weil sie dessen nicht werth sind, und auf das Uebrige störend einwirken.

Anm. Man erklärte sich wohl ehemals auf eine sehr bildliche Weise, wie das Gedächtniß das Aufgefaste bewahre. Entweder nämlich als Eindrücke in die weiche Masse des Gehirns, so daß auch dadurch die Association der Ideen deutlich werden sollte, indem nämlich zugleich gemachte Eindrücke neben einander lägen, also auch leicht zugleich geweckt würden; daher sollten auch in das weiche Gehirn der Kinder leichter Eindrücke gemacht werden, als in das härtere alter Leute u. s. w.; oder man dachte sich die sogenannten *vestigia rerum* als kleine Bilder, die in Fächer des Gehirns vertheilt würden. Eins ist so lächerlich, als das Andere, denn wie soll durch eine Nervenreizung ein Eindruck entstehen, welches Bild sollen die nicht sichtbaren Gegenstände geben, und so fort: allein dessenungeachtet sind wir gezwungen, anzunehmen, daß, indem wir etwas erlernen, eine Veränderung (Reizung) in dem Gehirn vorgeht, die wir nicht näher angeben können, und die, je öfter wir etwas wiederholen, um so leichter von statten geht, so daß daher solche Gegenstände uns ganz zu Gebot stehen. So kann selbst nach langer Zeit, wo die Erinnerung schlief, das Gehirn mit einem Male (z. B. in einer Krankheit) dahin kommen, daß in der Jugend erlernte Dinge wieder vorgebracht werden.

Noch mehr spricht dafür die Vergessenheit (*oblivio*), die z. B. nach Krankheiten, nach Kopfverletzungen eintritt. So sind mehrere Fälle bekannt, wo Menschen alle Haupt- oder Nennwörter vergessen haben; auch solche, wo das Gedächtniß dafür plötzlich wiedergekommen ist, also das Gehirn wieder zu den Veränderungen geschickt ward, deren die Seele bei der Ausübung ihrer Erinnerungskraft bedarf.

Daß übrigens die Nennwörter zuerst verloren gehen, scheint nicht anders seyn zu können; wir sehen es ja auch theilweise bei allen alten Leuten. Jene machen nämlich das Materiale

des Gedächtnisses allein aus; ferner kehren sie nicht so oft wieder, als die Prädicate, deren jedes für viele Dinge gebraucht wird, aber auch zugleich der Urtheilskraft mit anheim fällt; so wie die übrigen Redetheile sich auch mehr auf die Form des Denkens beziehen, also ebenfalls uns mehr angeeignet sind. Sind die letztern uns genommen, so ist es nicht Vergessenheit, sondern es ist dann Stumpfsinn, oder Blödsinn (*fatuitas, amentia*) vorhanden.

Haller (V. p. 540.) sagt auch, daß die Namen zuerst vergessen werden, vermischt hinterher aber manches mit der Vergesslichkeit, das nicht dahin gehört. Ich will hier nur einige Fälle zur Erläuterung des Gesagten anführen:

Linné (Schwed. *Abb.* 1745. B. 7. S. 117.) erzählt den Fall von einem Gelehrten in Upsala, der nach zurückgetretener Gicht nicht bloß die Nennwörter vergessen hatte, sondern sie auch nicht nachsprechen, hingegen im Buch zeigen konnte; diese Vergessenheit hörte plötzlich auf, er starb aber bald darauf an der Gicht. Im *Recueil de Discours de la Fac. de Méd. de Montpellier* 1820. 8. p. 468 — 471. wird berichtet, daß der 1761 geborne Naturforscher Broussonet im Anfang des Jahrs 1807 nach einem Schlagfluß alle *Nomina substantiva* vergaß. Er half sich durch Häufung der *Adjectiva*, durch Zeichnungen oder durch Zeigen des Worts in einem Buch. Er lernte vieles wieder, starb aber im Julius desselben Jahrs an einem neuen Anfall; auf der linken Seite des Gehirns war ein großes Geschwür, das zum Theil vernarbt war. Einen ganz ähnlichen Zufall (wird hinzugesetzt) hat man schon früher bei einem andern Gelehrten, Grandjean de Fouchy, bemerkt. — Chamberet (*Journ. complém.* T. 2. p. 364 — 367.) hat einen ähnlichen Fall, wo ein Officier, dem ein Fieber durch die Chinarinde unterdrückt ward, in eine Art Blödsinn verfiel, und nachdem er sich sonst erholt, alle *Substantiva* vergessen hatte. Was aus ihm weiter geworden, ist unbekannt. — Was hier die Krankheit im Allgemeinen thut, das geschieht auch durch sie im Einzelnen, wenn z. B. Menschen nach langer Blindheit

alle Erinnerungen sichtbarer Gegenstände verlieren. Etwas Aehnliches bringt ja auch der Mangel an Uebung hervor, so daß man bald die Kunstnamen eines Fachs, eine Sprache u. s. w. vergißt. Rogers (Voyage autour du monde. Amst. 1716. 12. T. 1. p. 197.) erzählt sogar von Alex. Selkirk, der auf der Insel Juan Fernandez vier Jahre und vier Monate allein gelebt hatte, daß er die Sprache halb vergessen habe: Il avoit si bien oublié de parler, qu'il ne prononçoit les mots qu'à demi, et que nous eumes d'abord assez de peine à l'entendre. Dies ist indessen schwer begreiflich, falls nicht der Tiefsinn, in den er zuerst versunken gewesen ist, dazu beigetragen hat.

J. Alb. Hnr. Reimarus Darstellung der Unmöglichkeit bleibender körperlicher, örtlicher Gedächtnifs-Eindrücke und eines materiellen Vorstellungs-Vermögens. Hamb. 1812. 8.

§. 329.

Die Einbildungskraft (Imaginatio, Phantasia) ruft nicht bloß die Vorstellungen zurück, wie das Gedächtniß, sondern sie schafft aus ihnen etwas Neues, indem sie ihnen Leben giebt, und dasselbe unterhält. Ihr verdanken wir nicht bloß alle Werke der Kunst, sondern es kann überhaupt nichts Großes oder Vorzügliches geleistet werden, wozu sie nicht den ersten Schwung verliehen hätte, oder wozu sie nicht die Thätigkeit wach erhielt. Wem ihre Begeisterung fremd ist, dessen Leben schleppt sich armselig und reizlos dahin. Gewöhnlich schreibt man sie nur der Jugend zu, die auch in ihrem sorgenfreien Zustande sich ihr mehr hingeben kann, allein sie verschmäht kein Alter, das sich ihr nicht entzieht.

Anm. Viele wollen Gedächtniß und Einbildungskraft als dasselbe zusammenfassen, allein jenes ruft nur zurück, diese hingegen bildet aus dem Zurückgerufenen etwas Neues, oder läßt es uns gleich als ein lebendes Bild vorschweben. Sie ist auch wohl eben so ohne Grund getadelt, als das Gedächtniß, indem man beklagt, daß so viele durch sie zu Träumern und Phantasten werden. Hier ist nur der Mißbrauch zu tadeln.

Wir sollen, indem wir uns der Einbildungskraft überlassen, das Bewußtseyn, daß wir dies thun, nie verlieren; wir dürfen auch der Einbildungskraft nie zu viele Zeit, oder zu große Macht über uns einräumen, weil wir sonst vielleicht zu anhaltenden, ernsthaften Arbeiten minder geschickt sind.

Beherrscht uns die kranke Einbildungskraft so, daß wir ihre Wahnbilder für wahr halten, so nennt man dies Wahnsinn (Mania). Zuweilen betrifft dieser nur einen Punct, und nun können Menschen, diesen einen Wahnbegriff oder Wahnglauben (idea fixa) ausgenommen, ganz verständlich seyn.

Kürzlich hat man auf eine sehr überflüssige Weise von diesem Wahnsinn (einer fixen Idee) den versteckten Wahnsinn (mania occulta) unterschieden, denn sucht man alles auf, was den Unterschied rechtfertigen könnte, so ist es nichts, als daß die fixe Idee sich vielleicht nicht Andern so kund gegeben hat. Merkwürdig ist, daß der Gelehrte, welcher diese Art des Wahnsinns aufstellte, selbst trotz seines Genies an einer kränklichen Eitelkeit litt, und im Hochmuths-Wahnsinn starb, so daß ihm eine gewisse Idee recht wohl vorschweben mochte, die er so bezeichnete. Man hat mit dem Wort versteckter Wahnsinn schon viel Mißbrauch getrieben, und es ist ein bequemes Mittel, einen Verbrecher von seiner Strafe zu befreien. — Im Anfang steht es Jedem frei, eine solche Idee nicht fix werden, den Trieb nicht zur That kommen zu lassen; überläßt man sich ihnen hingegen, so ist man eben so gut dafür verantwortlich, als wenn man die Folgen des Rausches kennt, und sich ihm dennoch überläßt und darin ein Verbrechen begeht.

Höher, wie die bisher genannten geistigen Vermögen, wird mit Recht die Urtheilskraft (Judicium) gestellt, wodurch wir das Maafs an Alles halten; und in wieferne sie sich auf das Geistige bezieht, ist sie rein menschlich. Sie ist auch daher grosstentheils durch Erziehung und Fleifs gebildet, und unendlich viel verschiedenartiger, als die vorigen Vermögen. Es haben nicht blos Menschen anderer Völkerstämme oder Nationen, es haben oft Menschen unterschiedenen Standes, Alters und Geschlechts, über die uns heiligsten Dinge ein ganz anderes Urtheil. Man sieht, dafs hier also nur das Vermögen zum Grunde liegt, den erworbenen Einsichten gemäß zu urtheilen; daher wächst es auch immerfort, und wir sprechen mit Recht von einem reifen Urtheil, von einem Urtheil der Erfahrung. Jünglinge, eben so gut organisirt, wie Männer, können diese an Gedächtnifs und Einbildungskraft übertreffen, stehen ihnen aber in der Regel im Urtheil nach, und man wählt gewöhnlich nur ältere Männer zur Berathung.

Der Witz (Lepor) vergleicht nur Einzelnes, das er von den Gegenständen hervorhebt; ihn können wir daher schon bei Kindern finden, so wie freilich auch in jedem späteren Alter. Weil er seine (flüchtige) Vergleichung bald machen kann, so ist er oft schnell, und trifft er dabei, so ist er angenehm, und wird wohl gar so überschätzt, dafs



man ihn dem Genie gleichgestellt, und in vielen Sprachen gleich benannt hat. Dies verdient er keineswegs, wenn er auch als Waffe nicht zu verachten ist; Menschen, die ihm nachjagen, und immer Witzworte vorbringen wollen, werden unerträglich.

In dem Genie (Ingenium) muß eine lebhafte Einbildungskraft mit scharfem Urtheil und großer Selbstständigkeit verbunden seyn: daher ist es auch so selten. Die mehrsten Menschen, auch selbst die von vortrefflichen Anlagen, bilden sich gewöhnlich nur einseitig aus, und schon früh muß vieles glücklich zusammentreffen, und ungeachtet der glücklichsten Anlagen noch mehr selbst gethan werden, um sich die Wege zur Vielseitigkeit und zur Tiefe zugleich zu eröffnen, und nur ein rastloses Streben bei großer Kraft kann endlich etwas leisten, das eines Genie's würdig ist, oder ihm diese Anerkennung verschafft.

Daher leisten auch Menschen mit weniger glücklichen Anlagen, allein mit unermüdlichem Fleiß ausgerüstet, für die Wissenschaften ungleich mehr, als herrliche Anlagen mit geringer Beharrlichkeit. Man darf sich auch deswegen nichts zu leicht machen wollen, und Jünglinge, ihre Anlagen mögen seyn, wie sie wollen, müssen sich früh gewöhnen, mit Ernst zu arbeiten, sie werden dafür in der Ueberwindung der Schwierigkeiten ihren Lohn und ihre Freude finden.

A n m. 1. Ich habe einen alten akademischen Lehrer gekannt,

der mir einmal mit Thränen gestand, daß er von Jugend an alles Schwere übergangen habe, und daher in nichts fest sey. Das war auch der Fehler der Philantropine und ähnlicher Anstalten; man wollte mit den Knaben glänzen, und liefs sie jeden beliebigen Schriftsteller lesen, ehe sie die Grammatik verstanden; um die Nachwehen bekümmerte man sich nicht.

Man spricht von Ueberstudirten, allein das sind eher Unstudirte. Menschen von geringen Anlagen, ohne Schulkenntnisse, die eines Amtes oder Ranges wegen studiren, und nun bei großer Armuth ihren Fleifs verkehrt anwenden, bis sie endlich (gewöhnlich aus Hochmuth) verrückt werden. Anstrengungen von vielerlei Seiten ist der Organismus selten gewachsen, und es sind wohl nicht leicht Schriftsteller ihrer Arbeit ein Opfer geworden, wenn sie ein ordentliches Leben führten, und nicht mit der Noth zu kämpfen hatten.

Anm. 2. Klugheit (Prudentia) ist eine richtige Beurtheilung dessen, was im gemeinen Leben zu thun ist, wie man sich gegen Andere zu betragen hat u. s. w., und wenn nichts Betrügerisches unterläuft, sehr schätzbar und nicht so leicht zu erwerben. Ist eine gewisse Leichtigkeit damit verbunden, so wird sie auch Welt genannt; ein Mann von Welt, von gutem Ton, wo sich das letztere aber oft blos auf die Mode bezieht. In höherem Sinn spricht man auch von Tact, von einem feineren Sinn für das Schickliche, der freilich sehr wünschenswerth ist.

Die Schwäche der Beurtheilungskraft nennt man Einfalt (Simplicitas), den Mangel daran, Verrücktheit (Insania, Vesania). Hier geht alles bunt durcheinander, so daß Worte ohne Zusammenhang, Töne ohne Sinn hervorgestossen werden; die Zerrüttung des Seelenorgans scheint hierbei auch sehr groß zu seyn, da dieser Zustand fast immer unheilbar ist.

§. 331.

Die Thiere haben nicht blos Bewußtseyn, sondern sie können auch in demselben ihre Auf-

merksamkeit auf etwas richten, wie wir ganz besonders sehen, wenn sie einer Beute nachstellen. Sie besitzen Gedächtnifs, so dafs sie ihren ehemaligen Herrn oft nach sehr langer Zeit wiedererkennen; dafs sie bei dem Vorzeigen der Peitsche das unterlassen, worüber sie geschlagen wurden; dafs sie bei dem Erblicken der Flöte heulen, aus der sie unangenehme Töne hörten; dafs sie ihre Nester wiedererkennen u. s. w. Sie haben Einbildungskraft, wie man z. B. aus ihren Träumen sieht, wo Hunde oft wie auf der Jagd auf verschiedene Weise und in Pausen heulen. Sie haben endlich ein Analogon der Urtheilskraft, welches wir mit dem Namen Instinct (Instinctus) belegen, wodurch sie im Stande sind, sehr früh, oft gleich nach ihrer Geburt, für ihre Bedürfnisse zu sorgen, zu welchem Zweck sie auch mit eigenen Fertigkeiten (Kunsttrieben) ausgerüstet sind.

Man theilt gewöhnlich, mit Rücksicht auf die Thiere, unser Geistesvermögen in ein höheres und ein niedrigeres, allein damit ist nichts gewonnen, da nicht die angewendeten Vermögen, sondern die Art ihrer Anwendung die Scheidewand bilden. Die Thiere haben nur für physische Bedürfnisse zu sorgen, für die Erhaltung ihrer selbst und ihrer Art, und was irgend von den geistigen Vermögen dazu erfordert wird, das besitzen sie, also auch Bewusstseyn und Urtheilskraft. Allein es wird nichts davon weiter ausgebildet, die Stufe ihrer Vollkommenheit ist bestimmt, und jede Species bleibt, was sie ist.

und war. Der Mensch hingegen bedient sich aller seiner geistigen Vermögen zur gemeinschaftlichen Ausbildung aller derselben, und durchläuft immer neue Entwicklungsstufen, so, daß wenn nicht die ganze Menschheit, doch Völker und Nationen in verschiedenen Perioden oft nicht wiederzuerkennen sind: man vergleiche nur die Bewohner Germaniens zu Cäsars und zu unserer Zeit.

Man hat auch die Thiere oft unvernünftig genannt, und dies kann gebilligt werden, allein wenn man sie unverständlich nennt, so irrt man. Sie verstehen sich sehr wohl unter einander, viele verstehen uns, alle verstehen sich auf etwas, viele auf vielerlei; der Verstand (Intellectus) war ihnen ja auch zur Erhaltung ihrer Existenz ganz nothwendig, und wir sehen auch das Gegentheil bei ihnen in Krankheiten, z. B. in der Raserei. Wir besitzen den Verstand auf eine andere Weise, nämlich nie so früh, nie so ganz abgeschlossen. Wir allein aber besitzen die Vernunft (Ratio), durch welche wir zu allgemeinen Kenntnissen gelangen.

Anm. 1. Galen (De locis affectis. lib. VI. Ed. Charterii T. VII. p. 527.) erzählt, daß er bei der Section einer Ziege einen ausgetragenen Foetus gefunden habe, den er von ihr nahm, ohne daß derselbe seine Mutter zu sehen bekam, und in ein Haus brachte, worin viele Gefäße waren, die theils Wein, theils Oel, theils Honig, theils Milch, theils andere Dinge, als Getreide, oder Baumfrüchte enthielten. Das Böcklein fing an, sich auf die Füße zu stellen, dann sich die ihm von dem Ey her anklebende Feuchtigkeit abzuschütteln, hernach sich die Seite mit dem Fuß zu kratzen. Dann beroch es die einzelnen Gefäße,

und nachdem es den Geruch von allen empfunden, schlürfte es die Milch, so daß Galen und die Umstehenden die Worte des Hippocrates ausriefen: *φύσις ζωῶν ἀδιδάκτοι*, die Natur der Thiere bedarf keines Unterrichts.

Vergebens haben Manche, besonders E. Darwin, gegen jenen Ausspruch ihre Stimme erhoben, die Erfahrung liefert täglich die siegendsten Beweise dafür. Was treibt die von Hühnern ausgebrüteten Enten in das Wasser, und läßt die zugleich ausgebrüteten Hühnchen dasselbe fliehen? Wer lehrt die Spinne ihr Netz machen, und jede Art auf eigenthümliche Weise; wer unterrichtet die Biene, den Biebee u. s. w.? Offenbar werden sie durch ihre Sinne und andere Organe (z. B. die Spinnen durch die Spinnorgane) dazu getrieben, wie durch den Hunger zum Essen; allein daß sie das alles gleich können, das ist ja eben durch den Instinct.

Daß sehr viele Thiere abgerichtet werden können, aus Furcht vor Züchtigung, aus Hunger oder dergl. etwas zu thun, das sie sonst nicht gethan haben würden, beweiset nichts gegen das Angeborensen ihrer Triebe; können wir doch sogar zur Fleischnahrung eingerichtete Thiere an vegetabilische Kost, grassessende Thiere an bloße Fleischspeisen gewöhnen. Es beweiset nur, daß sie außer dem, was ihnen nöthig ist, und was sie mit auf die Welt bringen, noch Einiges erlernen können, was ihre Sphäre nicht überschreitet. Fast alles, was sie erlernen, bezieht sich auf das Gedächtniß, weniges auf die Einbildungskraft, fast nichts auf die Beurtheilungskraft; man betrachte nur die sorgfältig abgerichteten Hunde, Pferde, Kanarienvögel u. s. w. Wie geringe Vorzüge hat das alte Thier vor dem jungen; der alte Fuchs wird, wo er in Gefahr gewesen ist, etwas scheuer seyn; ein Thier, das oft zu Nest getragen hat, wird vielleicht etwas eher mit dem Bau fertig.

Es giebt eben so einige Grade ihrer Fertigkeiten nach dem besseren oder minder guten Zustande ihrer Sinne; ich habe schon §. 290. Anm. §. 320. Anm. 3. Beispiele davon gegeben, und will noch ein sehr auffallendes aus Fr. Faber's Prodomus

der isländischen Ornithologie (Kopenh. 1822. 8. S. 86.) anführen. Er beobachtete nämlich, daß *Sula alba* auch auf faulen Eiern brütete, und vor den Nestern mit faulen Eiern eben so gut, als vor denen mit lebenden Jungen, Nahrung auswürgte. Der Ernährungstrieb mußte also sehr dringend einwirken, so daß die Sinne nichts dagegen vermochten. Bei andern Vögeln ist das sehr viel anders.

Vermöge ihres Instincts haben auch viele Thiere eine Vorempfindung des Wetters, die uns abgeht, die aber auch oft übertrieben wird. J. Hnr. Bartels (Briefe über Kalabrien und Sizilien. 1. B. Gott. 1787. 8. S. 338.) erzählt eine große Menge Beispiele von den Vorempfindungen der Thiere vor dem Erdbeben in Kalabrien im Jahr 1783. Spallanzani hingegen (Viaggi alle due Sicilie T. IV. Pavia 1793. 8. p. 148.) hat sich darnach vergebens erkundigt, und man berichtete ihm nur, daß Meven und einige andere Seevögel, wie gewöhnlich vor Unwetter, nach den benachbarten Bergen geflüchtet wären.

Die abentheuerlichste aller Geschichten von der Klugheit der Thiere ist die von einem Papagay, der mit dem berühmten Moritz von Nassau eine ganze Unterredung hielt; allein die Töne, welche der Papagay von sich gab, sollten brasilianisch seyn, und dies verstand der Prinz nicht, so daß wohl zwei Gauner die Dolmetscher machten. Mémoires du Chevalier Temple. à la Haye. 1692. 12. p. 66 — 68.

Anm. 2. Auf der andern Seite ist man auch zu weit gegangen, und hat die Thiere ganz zu Maschinen herabwürdigen wollen. Noch kürzlich hat L. J. Bégin (Principes généraux de Physiologie pathologique. Paris 1821. 8. p. 45.) den Thieren das Bewußtseyn abgesprochen; allein wenn man sieht, wie sie ihr Eigenthum, ihre Jungen vertheidigen, und in demselben Sinn fortleben, so kann ich mir das ohné Bewußtseyn und ohne Beziehung auf ein Ich nicht denken, obgleich die deutliche Vorstellung davon, wie wir sie haben, bei ihnen nicht seyn wird. So unterschied auch daher Aristoteles (Hist. animal. lib. 1. cap. 1.) mit Recht das Gedächtniß der Thiere von

unserm Erinnerungsvermögen, denn alles ist bei uns höher gestellt, und wirkt zu unserer geistigen Ausbildung mit. Mehreres hieher Gehörige in dem nächsten Buch, im Abschnitt von der Sprache.

Herm. Sam. Reimarus: Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunstriebe. Vierte Ausg. Hamb. 1798. 8.

Will. Smellie The philosophy of natural history. Philad. 1791. 8.

L. Smith Versuch eines vollständigen Lehrgebäudes der Natur und Bestimmung der Thiere. A. d. Dän. Kopenh. 1793. 8.

J. J. Virey Histoire des mœurs et de l'instinct des animaux. Paris 1822. 2 Tom. 8.

§. 332.

Die allermeisten Vorstellungen erwecken das Gefühlvermögen, oder das Gemüth (Animus), selbst, wenn sie sich blos auf geistige Gegenstände zu beziehen scheinen. So kann man sich z. B. bei dem Lesen eines Schriftstellers befriedigt fühlen, dessen Ideen mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgen, in Freude und Bewunderung gerathen; oder auf der andern Seite über dessen leeres Geschwätze verdriesslich werden, über seine Kriecherei und Lügenhaftigkeit in Zorn gerathen u. s. w. Ja man kann sagen, es giebt nichts, das nicht zu gewissen Zeiten, bei gewisser Stimmung, oder gewisse Menschen in Gemüthsbewegungen (affectus) versetzen kann, und es hat wohl nie einen Menschen gegeben, der niemals dergleichen gehabt hätte. Werden sie so sehr gesteigert, daß sie das Maafs

(die Vernunft) überschreiten, so nennt man sie Leidenschaften (passiones, animi pathemata). Man bezeichnet diese auch daher, als der Sinne nicht mächtig, z. B. blinde Liebe; blinder, tauber Zorn; oder mit dem Namen toll, wie toller Geiz, tolle Furcht u. s. w., und nicht mit Unrecht, weil die Leidenschaft, durch die überspannte Einbildungskraft, einer fixen Idee nicht unähnlich ist. Allmählich wird auch der Mensch leidenschaftlich, oder, wie der Tolle, krankhaft reizbar, so daß die Leidenschaft leicht wiederkehrt; zuletzt wird sie gradezu Neigung, Trieb oder Sucht (propensio, impetus), wovon im folgenden §.

Da wir der Gemüthsbewegungen Herr sind, so hängt es eigentlich von uns ab, ob sie zu Leidenschaften anwachsen sollen, oder nicht, und man dürfte gegen einen gesunden Menschen eigentlich nur dann nachsichtig seyn, wenn er durch die Verletzung eines edleren Gefühls aus dem Gleise gebracht ist: allein da hier so vieles von dem, uns oft unbekanntem, körperlichen Befinden abhängt; da so viele Menschen, durch ihre Erziehung verweichlicht, über sich selbst wenig Herrschaft besitzen; da so oft die Leidenschaft unvorhergesehen überrascht, so darf man hierin nie gegen Andere so strenge seyn, als gegen sich selbst.

Stärkere Gemüthsbewegungen und Leidenschaften äußern fast immer einen feindlichen Einfluß auf den Körper, und jede ohne Ausnahme kann in ihrem stärksten Grade den Tod bringen.



Obgleich sie einzeln in ihren Abstufungen oft zusammentreten, und eine sehr scharfe Scheidung nicht möglich ist, so kann man sie doch im Allgemeinen füglich in zwei Klassen, erregende (*affectus seu passiones excitantes*) und in niederschlagende (*deprimentes*) eintheilen.

Die erregenden, als Hoffnung, Freude, Liebe, Zorn, in einem geringeren Grade, bewirken eine verstärkte Nerven- und Muskelthätigkeit, einen beschleunigten Kreislauf, vermehrte Wärme, Secretion der Haut u. s. w., und können so allerdings da, wo ein entgegengesetzter körperlicher Zustand (z. B. in Krankheiten), oder entgegengesetzte Leidenschaften statt fanden, zuweilen wohlthätig einwirken. In einem höheren Grade können sie ein Fieber erregen, ja einige, als Freude und Zorn, in einem gewaltsamen Zustande, können durch das Uebermaafs tödten, entweder durch Lähmung des Hirns, oder des Herzens, oder indem dieses oder große Gefäße zerreißen, z. B. in dem Gehirn, daß ein blutiger Schlagfluß entsteht.

Die niederschlagenden Leidenschaften, als Furcht, Angst, Schrecken, Heimweh, Traurigkeit, Schaam, Reue, schaden fast immer, indem sie die Kraft des Gehirns und der Nerven hinabstimmen, und in stärkerem Grade lähmen, so daß man diese Wirkung an den Sinnesorganen, aber auch an den Muskeln, an den Organen des Kreislaufs u. s. w. wahrnimmt. Es entsteht durch sie Schwindel, Ohnmacht, Lähmung von allerlei Art. Nur selten

können sie nützen, nämlich entweder, wenn das zu erregte Gemüth durch sie etwas gemäßiget werden soll, oder wenn sie unter sehr günstigen Umständen (die nicht von uns abhängen) jähling einwirkend eine starke Reaction hervorbringen, wie man Fälle kennt, daß durch einen Schreck Menschen den Gebrauch ihrer Glieder und die Sprache wiederbekamen, oder daß die Furcht schwachen Menschen eine solche Kraft einflößte, daß sie Lasten bewegten, welche sonst die vereinte Kraft mehrerer Menschen fordern. Auf solche künstliche Erregung folgt aber oft noch größere Schwäche, so wie mehrere jener Leidenschaften bis zur Verzweiflung wachsen können.

Anm. 1. Die Wörter Gemüth, Gemüthlichkeit, kindlich, Kindlichkeit, sind bei Vielen in neuerer Zeit Lieblingsausdrücke geworden, und man braucht sie selbst als ehrende Bestimmungen für den Mann, etwas, das sie nie seyn können, da sein Gefühl nie über die Vernunft herrschen soll, und das Zurücktreten in die Kindheit, oder das Verharren in derselben, ihm nimmer ansteht. Statt kindlich könnte man hier füglich oft kindisch setzen, und die so gemüthlichen und kindlichen Menschen sind gewöhnlich verschrobene Schwachköpfe, die mehrentheils zu ernsthaften Geschäften unfähig sind.

Anm. 2. Man hört sehr oft die Entschuldigung: Jemand könne nicht seinen Zorn überwinden, er sey einmal zu heftig, werde zu tief ergriffen, und was dergl. mehr ist: allein gewöhnlich ist das alles eine leere Entschuldigung. Betrachtet man solche Menschen genauer, so sieht man oft, daß ihr Zorn sich nur gegen die Hausgenossen, gegen Niedrigere und Schwächere ergießt, und daß sie sich von Vornehmeren hingegen jede harte Behandlung gefallen lassen, ohne zornig zu werden.

Das ist also ein sehr geschmeidiger Zorn; man sieht auch wohl, daß solche heftige Menschen, wo es ihr Eigennutz erfordert, ganz ruhig bleiben können: es ist also ein sehr schlechter, tadelnswerther Zorn, zu dem sich manche Menschen sogar künstlich hinaufschrauben.

Anm. 3. In den angeführten Schriften von Zimmermann, Platner und Kant, findet man viel Vortreffliches über die Leidenschaften. Sonst nenne ich noch:

Wilh. Gesenius Medicinisch-moralische Pathematologie oder Versuch über die Leidenschaften. Erfurt 1786. 8.

J. G. E. Maaf, Versuch über die Leidenschaften. 2 Theile. Halle u. Lpz. 1805 u. 1807. 8.

Fr. Jak. Flörken Die Leidenschaften der Menschen und Thiere. (Aus d. 75. Th. von Krünitz Encycl.) 2te Aufl. Berlin 1806. 8. Figg.

(Ant. Jos. Pernetty) Observations sur les maladies de l'ame. Berlin 1777. 8.

Marc. Ant. Petit Discours sur la douleur. Lyon. an. 7. 8.

### §. 333.

Unsere Vorstellungen erregen fast immer einen Wunsch für oder gegen das Vorgestellte, welchen wir dem Begehrungs - Vermögen zuschreiben. Es tritt hier aber eigentlich wieder alles zusammen. Indem wir uns nämlich etwas vorstellen, so wird unser Gefühlvermögen mit der Einbildungskraft zugleich erregt, und gleichzeitig ist das Urtheil der Vernunft darüber ausgesprochen, welchem gemäß wir etwas wollen, oder nicht wollen, suchen oder fliehen. Je größer hierbei die Herrschaft der Vernunft ist, um so freier, reiner und menschlicher ist der Wille; je mehr Theil hingegen das Gefühl daran hat, um so beschränkter ist er; wenn die

Leidenschaft endlich den Ausspruch thut, so entsteht die rohe Begierde, die durch öftere Wiederkehr zum krankhaften Instinct, oder zur Sucht wird, welche den zum Thier hinabgesunkenen Menschen, wie einen feilen Sklaven beherrscht.

Von den Neigungen des Menschen hängt die Möglichkeit seines Glücks ab. Die Tugend selbst macht zwar nicht glücklich, und ein tugendhafter Mensch kann sehr unglücklich seyn, allein ohne sie ist ein glücklicher Zustand undenkbar. Es ist also sehr wichtig, den Willen früh und immer mehr gegen die Leidenschaften zu stärken, damit keine böse Neigungen aufkommen, sondern eine entschiedene Liebe zu dem Guten, ein entschiedener Abscheu gegen das Schlechte herrschend werde, ut sit mens sana in corpore sano.

Anm. Menschen in einer sehr günstigen Lage, vorzüglich in sehr einfachen Verhältnissen, von guten Menschen umgeben, sind allerdings ohne großes Verdienst gegen böse Neigungen verwahrt, allein das mehrste Gute ist ein Geschenk. Auch muß Niemand sich hierin ein Verdienst erwerben, und den Kampf mit den Leidenschaften aufsuchen wollen; je stärker wir uns dünken, desto mehr sind wir in Gefahr, und der Sieg wird nicht ohne Wunden erkauf: viel besser ist es, die Gelegenheit fliehen. Die Eitelkeit überhaupt ist dem einzelnen Menschen, wie ganzen Nationen sehr nachtheilig, wie wir besonders an den Morgenländern sehen, die sich die Erwählten Gottes glauben, und darüber sehr wenig oder gar nicht fortschreiten.

§. 334.

Da die Leidenschaften, aber auch die milderen Gemüthsbewegungen und Neigungen, häufig mit

darauf Bezug habenden Veränderungen des Körpers verbunden sind, so hat man aus diesen auch umgekehrt auf den jedesmaligen Gemüthszustand geschlossen, ja man hat alles angeblich Gefundene zusammengetragen, und dasselbe als eine eigene Wissenschaft, die Physiognomik, aufstellen wollen. Allein den Namen einer Wissenschaft verdient sie nicht im Geringsten, da sie nirgends eine allgemeine Gültigkeit hat, sondern bei einzelnen, guten Bemerkungen ein Chaos von willkürlichen Hypothesen und Deutungen ist. Was daran Wahres ist, läßt sich leicht beurtheilen.

Menschen nämlich, die ihrer selbst gar nicht mächtig sind, wie Verrückte, Blödsinnige, sehr junge Kinder, zeigen immer durch ihr Betragen, ihre Stellung und Gebärden, wie ihnen zu Muth ist, da sie dem blinden Drange folgen. Sehr viele Menschen ferner, besonders in der Leidenschaft, die sie überrascht, oder in einer Sucht, der sie sich gänzlich hingeben, verrathen ebenfalls durch den Ton ihrer Stimme, durch ihre Mienen u. s. w. ihre Gemüthsstimmung; viele endlich, die sich darin gehen lassen, tragen zuletzt das Gepräge ihres Zustandes immerfort zur Schau. Diese also sind Gegenstände der Physiognomik, so wie der Mimik, die gleichsam eine angewandte Physiognomik, allein vorsichtiger, wie diese, ist, auch dadurch unterstützt wird, daß sie nichts zu errathen, sondern nur wiederzugeben hat.

Die allermehrsten Menschen lernen, durch die unangenehmen Folgen, welche das Erkennen ihrer

Gemüthsstimmungen und Neigungen nach sich zieht, sich so wohl zu fassen, daß ihr innerer Zustand in der Regel ganz verborgen bleibt, so daß oft bei äußerer Ruhe das Gemüth von heftigen Stürmen bewegt wird. Vorzüglich sieht man dies bei den Frömmern; allein wenn man sie auch nicht durchschauen kann, so weiß man doch, daß sie eine Larve tragen, welche, wie die der großen Ehrlichkeit und der biedern Treuherzigkeit, bei Verständigen nur Mistrauen erregt. Selbst Wahnsinnige, und sonst einfältige Menschen können sich wenigstens für einige Zeit verstellen, vorzüglich wenn sie über einen Plan der Rache brüten. Man muß daher bei jenen stets auf der Hut seyn.

Die Physiognömik hat aber nicht blos aus den Gebärden auf die Leidenschaften geschlossen, wo ihr eigentliches Feld ist, sondern auch aus der Bildung, namentlich des Gesichts und des Kopfs, und aus den Verhältnissen ihrer Theile zu einander, den ganzen Menschen beurtheilen wollen, und dadurch die größten Blößen gegeben. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß das Verhältniß des Schedels so gering seyn kann, daß man daraus auf Blödsinn zu schließen berechtigt ist: allein, dies ist auch der einzige sichere Fall. Aus den Verhältnissen der Stirne, der Augen, der Augenbrauen, der Nase, der Lippen, des Kinns u. s. w., den Character oder die Fähigkeiten eines Menschen beurtheilen wollen, ist die größte Vermessenheit und Thorheit. Wer irgend aufmerksam hierauf ist, wird bald die Beweise

dafür finden, und es ist gar nichts Seltenes, daß edle und geistreiche Menschen ein abschreckendes Aeufßere haben, und große Schönheit oft mit schlechten Gesinnungen und geringen Anlagen verbunden ist.

Die Cranioscopie, die nur den Schedel zur Untersuchung wählt, indem sie fälschlich aus ihm das Gehirn, und so auch den Character und die Anlagen der Menschen erkennen zu können vorgeibt, dabei aber gewiß nimmer die Hülfe ihrer älteren Schwester, der Physiognomik, verschmäht, so wie sie auch selbst eine Art von Mimik, nur mehr in Beziehung auf den Schedel, aufstellt, hat wenig Glück gemacht, und verdient nicht mehr Zutrauen, als die Chiromantie. Vergl. §. 263, 264.

Anm. 1. Das Studium der Physiognomik ist sehr interessant, und, wenn man sich von ihrer Folgemacherei frei erhält, nicht ohne Belehrung; ja man kann sagen, daß, so wie die meisten Menschen, die den Aberglauben noch so gut würdigen, dennoch heimlich in diesem oder jenem Punct abergläubisch sind, daß so auch fast alle Menschen auf die Physiognomik mehr bauen, als sie selbst glauben. Für den Arzt ist es namentlich sehr wichtig, auf sich selbst so viel Sorgfalt wenigstens zu verwenden, daß sein erster Anblick den Kranken nicht unangenehm sey, und bei Geisteskranken hat er die Sorgfalt zu verdoppeln, um ihnen Achtung einzulösen; andererseits kann es nur zum Vortheil der Kranken selbst seyn, wenn er in ihrem Gesicht zu lesen versteht und ihre Gemüthsstimmung erkennt.

Anm. 2. Die Thiere zeigen häufig durch ihre Bewegungen und durch den Ton ihrer Stimme, in welchem Gemüthszustand sie sich befinden; doch ist manchen Thieren nie zu trauen, indem

indem sie, ohne äußerlich etwas davon zu verrathen, plötzlich einen Ausbruch des Zorns haben. Nur die Affen allein zeigen menschliche Gebärden der Leidenschaft, namentlich der Freude, der Traurigkeit, des Zorns. Humboldt (Reise 3. S. 455.) führt sogar von *Simia sciurea* an, daß sie lache und weine, welches man sonst nur dem Menschen zugeschrieben hat. Ein dem Lachen entfernt ähnliches Grinsen habe ich auch wohl bei Affen bemerkt; doch habe ich keine Art derselben, auch nicht die obengenannte, wirkliche Thränen vergießen sehen.

Anm. 3. Die Ursachen der Gebärden und Stellungen in manchen Leidenschaften, z. B. dem Zorn, zu erforschen, ist so schwer eben nicht; dagegen aber bleiben manche der häufigsten vorkommenden Erscheinungen, z. B. das Lachen und Weinen, ziemlich dunkel. Man kann nicht sagen, daß sie nothwendig sind, wo man denn einen gewissen Zusammenhang der Gehirnreizung in einer Leidenschaft mit der Reizung der Nerven annehmen könnte, welche den Muskeln vorstehen, die z. B. bei dem Lächeln thätig sind; das ist offenbar nicht, weil die Menschen sich nach ihrem Temperament, vorzüglich aber nach ihrer geistigen Bildung, darin so sehr unterscheiden. Wenn auch häufig unwillkürlich gelacht und geweint wird, ja beides in Krampf übergehen, und auch krampfhaft abwechseln kann, so hängt es doch späterhin von uns ab, und wir wissen je nach dem Gemüthszustande das Lachen auf das Manigfaltigste zu modificiren. Es können ja sogar Viele, besonders Weiber, weinen, wann sie wollen; wahrscheinlich indem sie an etwas denken, wovon sie wissen, daß es auf ihre Thränenorgane wirkt.

J. Casp. Lavater's Physiognomische Fragmente. Lpz. u. Winterthur. 1775 — 78. 4 Bde. 4. Dessen Physiognomischer Nachlaß. Zürich 1802. 8.

J. J. Engel Ideen zu einer Mimik. 2 Thle. Berlin 1804. 8.

Sam. Chr. Lucae De facie humana. Heidelb. 1812. 4.

Aemil. Huschke Mimices et Physiognomices fragmentum physiologicum. Jen. 1821. 4.



J. C. Leuchs: Ueber die Schönheit des menschl. Körpers.  
Nürnb. 1822. 8.

Ueber die Cranioscopie verweise ich auf Gall's großes Werk, und seine sogenannte Widerlegung der Ackermanschen Einwürfe, §. 320. Anm. 1. — Meine Reisebemerkk. Th. 2. S. 150 — 185.

§. 335.

Die Menschen sind in dem Maafs ihrer geistigen und körperlichen Kraft sehr verschieden, und sie werden daher früher oder später, allein doch alle ohne Ausnahme zuletzt durch die Anstrengung so erschöpft, daß sie des Schlafs (Somnus) bedürfen. In diesem ruhen alle Theile, welche dem Willen unterworfen sind, mehr oder minder, und die Organe des reproductiven Lebens bleiben zwar in Thätigkeit, allein doch in einer geringeren, als während des Wachens. Wenn der Schlaf aus Müdigkeit eintritt, so beginnen die Sinne, und bald auch die Muskeln, ihre Dienste zu versagen. Man hört und sieht undeutlich, was um einen vorgeht, bald sieht und hört man nichts mehr; zugleich erschlaffen die Muskeln, das obere Augenlid sinkt über das Auge hinab, die Halsmuskeln vermögen nicht, den Kopf aufrecht zu halten, die Hand läßt fallen, was sie gefaßt hatte, und so fort, bis eine völlige Bewusstlosigkeit eintritt, welche längere oder kürzere Zeit dauert; allmählig aber beginnt wieder die Thätigkeit des Seelenorgans, und zwar gewöhnlich von Seiten der Einbildungskraft, auch werden die Sinne, jedoch schwach, erregt, und beides giebt

Gelegenheit zu Traumvorstellungen (wovon im folgenden §.), die immer lebhafter werden, bis wir endlich, durch die Ruhe gestärkt, zu neuer Thätigkeit erwachen.

Kinder werden leicht schläferig, und so wie sie nicht genug beschäftigt sind, schlafen sie ein; dasselbe begegnet auch vielen Leuten im späteren Alter, vorzüglich denen geringeren Standes, so daß unthätig seyn und schlafen häufig bei ihnen einerlei ist; dann geschwächten Leuten, deren Kraft bald erschöpft ist; ferner fast einem Jeden, wenn die Umgebung zur Ruhe einladet, oder die Beschäftigung Langeweile erregt u. s. w. Menschen, die zu bestimmter Zeit zu schlafen pflegen, werden ebenfalls schläferig, so wie diese Stunde kommt; haben sie hingegen diese Müdigkeit überwunden, so können sie vielleicht noch lange wach bleiben. — Gesunde Menschen endlich, doch vorzüglich Kinder, können auch zu jeder andern Zeit schlafen, wenn sie wollen; sobald sie sich, wie man sagt, zum Schlaf hinsetzen und die Augen schliessen.

Ueberdies bewirkt alles den Schlaf, was auf die Gehirnthätigkeit störend einwirkt, namentlich was den Rückfluß des Bluts von dem Kopf erschwert, oder diesem (durch Blutverlust an irgend einem Orte des Körpers) die nöthige Menge Blut entzieht. Zu jenen Ursachen sind vorzüglich die schlafmachenden und berausenden Getränke zu zählen, bei denen sämmtlich das Gehirn mit Blut überfüllt wird; dasselbe geschieht bei großer Kälte,

wo das Blut von der Peripherie mehr nach innen drängt, und so Schlaf und Schlagfluß erregt.

Je jünger der Mensch ist, um so größer ist für ihn das Bedürfnis eines langen Schlafs; in der ersten Zeit nach der Geburt wacht das Kind fast nur, um die Brust der Mutter zu nehmen, und noch an derselben schläft es wieder ein; wenn es ein Jahr alt ist, schläft es noch gewöhnlich eine längere Zeit, als es wacht; doch viele Menschen thun dies ihr ganzes Leben hindurch. Sonst wird die Zeit des Schlafens gewöhnlich späterhin immer mehr beschränkt; ein gesunder Mann hat bei geistiger Arbeit an sechs bis sieben Stunden Schlafs genug; bei bloß körperlicher Arbeit bedarf es dessen nicht einmal so viel.

Ein sehr kurzer Schlaf, zuweilen vielleicht von einer Viertelstunde, kann so erquickend seyn, als ob er viele Stunden gedauert hätte, wenn er nämlich sehr tief, oder fest war. Gesunde Menschen, welche körperliche Arbeit verrichten, haben gewöhnlich einen solchen Schlaf, und daher können sie oft eine Zeitlang, z. B. in der Erndte, mit einem sehr kurzen Schlaf bestehen. Der lose Schlaf stärkt weniger; doch haben fast alle Menschen den ersten Schlaf (bald nach dem Einschlafen) etwas fester, so daß sie dann schwer zu erwecken sind. Schwächliche Menschen fühlen sich oft, wenn sie das Bett verlassen, am schwächsten, ja recht entnervte Menschen bedürfen zuvor starker Reizmittel. Dies ist nur ein stärkerer Grad von

jenem; denn alle schwächliche Menschen fühlen sich besser, wenn sie, wie man sagt, im Zuge (in Thätigkeit; oder in Spannung) sind, als vorher.

Man hat wohl nur deswegen die Zeit vor Mitternacht für den Schlaf so günstig gehalten, weil dann die meisten Menschen in ihrem ersten, also tieferen Schlafe sind; wer sich auch daran gewöhnt hat, der schläft wohl zu einer anderen Zeit nicht so fest. Dafs an der Zeit selbst (bei gleicher Stille u. s. w.) nichts liegen kann, sehen wir bei den Thieren, deren so viele des Tages schlafen, und des Nachts auf die Jagd gehn. Wir sehen es aber auch an uns selbst, wenn wir uns gewöhnen, erst nach Mitternacht zu schlafen, wo es uns eben so sehr erquickt. Der Mensch kann sich an alles gewöhnen. Die zu grofse Erschöpfung bringt jedoch gewöhnlich keinen guten Schlaf, das sehen wir besonders bei ganz kleinen Kindern, die, wenn man sie zu lange wach erhalten hat, sehr schwer einschlafen. Eben deswegen darf auch nicht ohne Ausnahme der Schlaf nach dem Mittagsessen verboten werden, wie manche Schriftsteller zu einseitig thun. Es kommt hierbei alles auf das Bedürfnis zu diesem Schlaf an.

Es giebt wohl kein Thier, das ohne Schlaf wäre; ja sehr viele Thiere schlafen bei weitem mehr, als wir; doch scheinen sie ihn zum Theil viel länger entbehren zu können. Ich habe Wassersalamander in einem grofsen Glase mit Wasser, worin sich nichts befand, woran sie sich halten

konnten, über ein Jahr gehabt; sie waren also genöthigt, immerfort an die Oberfläche des Wassers zu kommen, um zu athmen; nachher gab ich ihnen etwas, worauf sie (über dem Wasserspiegel) liegen konnten, und sie blieben fast immer darauf unthätig liegen.

Dafs der sogenannte Winterschlaf der Thiere nicht hieher zu rechnen sey, ist §. 142. gezeigt. Der ebendasselbst (Anm. 2.) gedachte Sommerschlaf einiger Thiere, worüber wir von Alex. von Humboldt viel Interessantes zu erwarten haben, stimmt wohl mit jenem in der Hauptsache überein; vergl. Cuvier (Le Regne animal T. 1. p. 136.) über den Tenrec, und dessen Sommererstarrung.

Anm. 1. Zwischen der völligen Ruhe der Sinne und der ortsbewegenden Muskeln im tiefen Schlafe, bis zu ihrer vollen Thätigkeit im Wachen, giebt es so viele Mittelzustände, dafs gar keine scharfe Linie zu ziehen ist, worüber das Nähere in den beiden folgenden Paragraphen.

Es ist auch daher mit Unrecht von den Schriftstellern angenommen, dafs im Schlaf eine andere Kraft wirke, als im Wachen: in dem letzteren Zustande das System der Nerven des animalischen, in jenem das des organischen Lebens. Darüber, dafs diese beiden Systeme sich nicht entgegengesetzt werden können, ist schon §. 266. das Nöthige gesagt; allein könnten sie es auch, so sieht man doch durch den Uebergang des Wachens in den Schlaf, und dieses in jenen, dafs in beiden dieselben Thätigkeiten, nur in verschiedener Stärke, wirken. Haben wir doch sogar noch den Einflufs des Willens im Schlaf zu bemerken, so dafs wir zu der Zeit, die wir uns festsetzen, erwachen; und wenn man uns einwendet, dafs wir dann gewöhnlich einen leichteren, loseren Schlaf haben, so macht das

nichts aus, denn es ergiebt sich doch immer, daß der Wille unsers Geistes fortwirkt.

Mit jener falschen Hypothese war noch eine andere, nicht bessere, verbunden, nach welcher man nämlich im Schlafe eine verminderte Thätigkeit des animalischen, allein eine vermehrte des organischen Lebens annahm. Dies ist jedoch sehr leicht zu widerlegen. Der Puls ist im Schlaf stets um mehrere Pulschläge, die Respiration um mehrere Athemzüge (fünf bis sieben), die Wärme um einige Grade vermindert, worüber ich mich auf die Beobachtungen von Anton Roland Martin (in den Schwed. Abh. von 1768. S. 198 — 201.), so wie auf die aller Welt bekannte Erfahrung beziehe, daß man im Schlaf (z. B. auf der Streu) eine wärmere Bedeckung bedarf, wenn man nicht am Morgen mit Frost und unangenehmen Empfindungen erwachen will. Wenn aber der Kreislauf langsamer ist, muß auch die Thätigkeit der andern Organe herabgestimmt werden, also auch die Absonderung des Speichels, des Magensafts u. s. w., mithin auch die Verdauung, die Einsaugung und so fort.

Man hat aber nicht dieselben Organe im Schlaf und Wachen, sondern ganz verschiedenartige Zustände zusammengestellt, um jenes falsche Resultat zu erhalten. Ein Mensch, der lange wach und sehr thätig ist, fordert für die thätigen Organe mehr Aufwand an Nahrungsstoff; es kann also unter übrigens gleichen Umständen bei ihm nicht so viel davon überschüssig bleiben, als bei dem Unthätigen und viel Schlafenden; in derselben Zeit wird also von diesem nicht mehr bereitet, nur weniger verbraucht. Es ist auch kein Vorzug dabei für den Körper. Die Energie des thätigen Menschen erhöht die ganze Reproduction, vorzüglich der Qualität nach.

Anm. 2. Die krankhafte Schläferigkeit (somnolentia), welche vorzüglich bei trägen, zu viele Nahrung und geistige Getränke zu sich nehmenden Leuten vorkommt, allein auch zuweilen ohne jene Diätfehler, schwache, vorzüglich durch Ausschweifungen erschöpfte Greise trifft, berechtigt wohl nicht zu Haller's allgemeinem Ausspruch, daß alte Leute sehr viel

schlafen. Im Gegentheil bringen sie häufig ganze Nächte, oder den grössten Theil derselben, wachend zu, und klagen oft darüber mehr, als über alle anderen Beschwerden des Alters. Es kommt hier auf die Constitution, auf die Gemüthsstimmung und die Gesundheit des Einzelnen an, und es läßt sich wohl schwerlich etwas Allgemeines darüber sagen.

Anm. 3. Ausser den hier genannten Büchern ist das Dict. des sciences Médicinales T. 52. zu vergleichen, Art. Sommeil, wo auch p. 114—115. viele Schriften darüber aufgeführt sind.

Hnr. Nudow Versuch einer Theorie des Schlags. Königsberg 1792. 8.

Wolf Davidson Ueber den Schlaf. Berlin 1796. 8.

C. M. Frain Dissertation sur le sommeil. Paris 1802. 8.

Nath. Weigersheim Diss. de somni physiologia. Berol. 1818. 8.

Guil. Adph. Gottel Diss. somni adumbratio physiol. pathol. Berol. 1819. 8.

Frid. Aug. Ammon Somni vigiliarumque status morbosi. Gott. 1820. 4.

Aloys. Conr. Mittweg Diss. de somno sano ac morbosio, Hal. 1820. 8.

(Frölich) Ueber den Schlaf und die verschiedenen Zustände desselben. Herausg. von Fr. Bucholtz. Berl. 1821. 8.

C. Fr. O. Westphal Diss. de somno, somnio, insania, Berol. 1822. 8.

§. 336.

Träume (somnia) nennen wir die während des Schlags in uns entstehenden Vorstellungen. Durch diese wird eine bald grössere, bald geringere Thätigkeit des Geistes während desselben bestimmt erwiesen. Unser Bewusstseyn ist darin der Persönlichkeit nach stets dasselbe, wie im Wachen, doch gewöhnlich minder lebhaft; das Gedächtniß scheint

darin, wenigstens in der allergrößten Regel (Anm. 1.), nur bis auf eine gewisse Zeit zurück zu reichen, denn wir träumen uns nicht als Kinder, nicht in lange vorübergegangenen Verhältnissen, sondern gewöhnlich in unserm jetzigen, oder einem, diesem nahen Zustande, mit der gewohnten Umgebung, mit Dingen beschäftigt, die uns im Wachen vorzüglich interessiren, wovon wir kürzlich gelesen haben u. s. w. Die Einbildungskraft, so romantisch und wild umherschweifend sie auch zuweilen im Traume zu seyn scheint, bringt uns dessen ungeachtet kaum etwas Anderes vor, als was sie zu derselben Zeit thun würde, wenn wir uns ihr wachend überliefsen. Unser Urtheil ist dasselbe, und wir werden im Traum nie über etwas anders entscheiden, als im Wachen; unser Gefühl, unser Begehrungsvermögen weichen eben so wenig ab; gewöhnlich aber sind sie sämmtlich in geringerer Thätigkeit; werden sie hingegen zu sehr gesteigert, so wachen wir auf, und dies kann so plötzlich geschehen, daß wir noch mitten in den Traumvorstellungen sind, und daher bei uns überlegen, ob wir wachen, oder träumen. Schläft man dann wieder ein, so kehren auch oft dieselben Träume wieder, und spinnen sich fort. Ein anderes Mal erwacht man, und weiß, daß man geträumt hat, erinnert sich aber nicht, wovon. Haben wir endlich einen festen Schlaf gehabt, so wissen wir gar nicht, ob wir geträumt haben. Gewöhnlich kommen auch die lebhafteren Träume erst gegen Morgen,



wo schon die Ruhe einige Erholung gebracht hat, oder auch bald nach dem Schlafengehen, wenn man nicht gut einschlafen kann. Häufig sind es in beiden Fällen äußere Reize, welche den Traum bestimmen. Wir hören z. B. ein Geräusch, das nicht stark genug ist, um uns ganz zu erwecken, das aber doch auf das Seelenorgan hinreichend einwirkt, um einen Traum zu veranlassen, der gleichsam eine Deutung jenes Geräusches ist. So ist es auch mit schmerzhaften, beängstigenden Empfindungen im Schlaf, z. B. dem Alpdrücken, oder bei krampfhaften Muskelzusammenziehungen, wo der Traum uns vorspiegelt, daß wir fallen. Hieher gehören auch die schreckhaften Träume und Phantasieen (Deliria) der von tollen Hunden Gebissenen und aller Kranken überhaupt.

Man hat hin und wieder von Menschen gesprochen, die nie geträumt hätten, allein es ist noch nie ein solcher Fall mit Sicherheit ausgemittelt, und wird es auch wohl nie werden. So hatte man es unter andern von dem genialischen Lessing gesagt, allein es ist die Sage von solchen widerlegt worden, die ihn genau gekannt hatten. Höchstwahrscheinlich träumen alle Menschen jede Nacht, obgleich Manche, die sehr fest schlafen, sich dessen seltener bewußt sind. Es träumen ja sogar die Thiere, worüber ich auf die schöne Stelle des Lucretius Carus (De rerum natura l. IV. v. 984 — 1004.) verweise.

Anm. 1. Ein schwedischer Officier, der im letzten Kriege

eine Schufswunde in den Fuß erhielt, und den ich während seines Leidens oft besuchte, träumte sich zuerst, wie sonst, gehend, stehend u. s. w.; nachdem er sich aber einige Zeit der Krücken bedient hatte, träumte er sich nur auf Krücken. — Blindgewordene träumen in der größten Regel nur kurze Zeit nach ihrer Erblindung von sichtbaren Gegenständen; doch macht der Professor Ludwig von Baczko in Königsberg hiervon eine (so viel ich weiß, die einzige) Ausnahme. Er war ein und zwanzig Jahre alt, als er erblindete, hatte sich viel mit Malen, Modelliren und andern Kunstarbeiten beschäftigt, und seine Phantasie war überaus lebhaft, so daß er selbst dadurch die Abweichung bei sich erklärt, daß er sichtbare Bilder zurückbehalten hat und im Traume sieht. Ich besitze durch unsers Nicolovius Güte, der bei ihm auf meine Bitte darüber anfragte, einen von ihm 1813 geschriebenen Aufsatz über die Träume der Blinden, worin er das Obige von sich angiebt, auch daß der bekannte blinde Flötenspieler Dulon, der in den ersten Tagen seines Lebens erblindete, und daher beinahe einem Blindgeborenen gleich zu achten war, ihm erzählt habe, daß er zuweilen in seinen Träumen gräßliche, verzerrte Gestalten, allein immer dieselben, sähe. Sollten aber nicht diese Nebelbilder auf einen übriggebliebenen Lichtschimmer deuten? Dagegen führt Baczko mehrere Fälle namentlich an, wo die Blindgewordenen nach einiger Zeit nicht mehr von sichtbaren Gegenständen geträumt haben. Ein Paar solche Fälle von Blindgewordenen hat auch E. Darwin (*Zoonomie* 1, S. 36.), so wie (das. S. 35.) den Fall von einem Taubgewordenen, welcher ihm erzählte, daß es ihm immer in seinen Träumen vorkomme, als wenn sich die Leute mittelst der Fingersprache, oder schriftlich mit ihm unterhielten, daß er aber nie Jemand sprechen höre. Darwin leitet das von den zerstörten Sinnesorganen her; allein sie brauchen nicht zerstört, sondern nur eine Zeitlang unthätig zu seyn, und die auf sie Bezug habenden Vorstellungen sind den Träumen entfremdet. Baczko's Beispiel aber, wenn er durchaus blind ist, würde beweisen, daß,

trotz des zerstörten Sinnesorgans, noch lange durch Uebung dahin gehörige Vorstellungen zurückgehalten werden können.

Heineke (bei Reimarus in der §. 328. genannten Schrift S. 55.) sagt zwar, daß Taubgeborene, wenn sich das Namengeben ihrer Begriffe mehrt, im Schlafe laut sprechen: da sie aber selbst nichts davon hören, so ist das nur als eine Wiederholung einer am Tage gehabtten Uebung (im Sprechen) zu betrachten, und beweiset gar nichts.

An m. 2. Ueber die Bedeutungen und das Poetische der Träume verweise ich auf die Traumbücher und auf G. H. Schubert Die Symbolik des Traums. 2te Ausg. Bamberg. 1821. 8.

§. 337.

Da zwischen Schlaf und Wachen kein strenger Gegensatz herrscht, sondern alles von größerer oder geringerer Hirnthätigkeit, und diese wieder von den Modificationen der geistigen Kraft, und von tausend verschiedenen Dingen abhängt, so kommen eine Menge Mittelzustände vor, von denen manche ehemals angestaunt, in neueren Zeiten häufig zum Betrug benutzt sind; dahin gehört vorzüglich das Schlafwandeln (Somnambulismus) in allen Graden.

Wenn eine krankhafte Schläferigkeit (somnia) sehr groß ist, so schlafen Menschen im Stehen, im Sprechen ein, und können sich gar nicht wach erhalten, wovon Heister (Wahrnehmungen, 2. B. Rostock. 1770. 4. S. 686.) ein Beispiel erzählt. Dagegen hat J. Bohm (Causa aegri noctambulationis morbo laborantis. Lips. 1717. recens. in Halleri Disp. med. pract. T. VII. p. 438.) einen Fall von einem armen Studirenden, der durch übertriebenes und verkehrtes zweimonathliches Ar-

beiten einen Monath hindurch in den sonderbaren Zustand gerieth, daß er, wenn er einschlief (gleichviel, ob bei Tage, oder bei Nacht), mit verschlossenen Augen vom Stuhl oder Bette aufstand, im Lexicon medicinische Wörter aufschlug, wenn er sie fand, vergnügt ward, sie aufschrieb u. s. w., und hernach davon nichts wufste. — Ich selbst habe im Jahre 1817 durch Spedalieri's Güte Gelegenheit gehabt, einen neunzehnjährigen Buchbindergesellen in Mayland zu beobachten, der früher die Epilepsie, damals aber eine eigenthümliche, dem Rausch ähnliche Schlagsucht hatte. Er schlief bei der Arbeit ein, und wie ich ihn sah, falzte er Bücher, mit mehreren andern Burschen und Gesellen und seinem Herrn zusammen. Er hatte die Augen geschlossen, und wenn man ihn aufmerksam machen wollte, so klopfte man neben ihm hart auf den Tisch, dann fuhr er auf, und hörte und sprach; die Stimme eines seiner Mitgesellen, seines Freundes, machte ihn ohne Weiteres aufmerksam, wenn dieser auch leise sprach. Er sah auch dann alles (mit halboffenen Augen), wenn man z. B. einen Bogen unrecht falzte und ihm denselben hinwarf, und ward böse darüber. Bei dem ersten Anfassen einer heißen Tasse, oder eines heißen Glases, das man ihm in die Hand drückte, fuhr er zusammen, hernach nicht mehr. Er schrieb auch einen Zettel, in meiner Gegenwart, allein sehr schlecht, und fehlerhaft. Man hatte ihn auch zuweilen in dem Zustande herumgeführt, Billard spielen lassen, u. s. w., wovon

er nachher nichts wußte. Hatte das ein Paar Stunden gedauert, so schnarchte er, fiel mit dem Kopfe hin (als beim Einschlafen) und erwachte.

Hieran knüpfen sich nun wieder die vielen Fälle, wo Menschen des Nachts im Schlaf reden, aufstehen u. s. w., bis zu den wunderbarsten, zum Theil sehr übertriebenen Geschichten von Nachtwandlern; denn ob dieser Zustand bei Tage oder bei Nacht eintritt, ist einerlei, daher sind die älteren Ausdrücke Noctambuli, noctambulatio, nicht umfassend genug.

So wie Jene von selbst in diesen Zustand gerathen, so können auch Menschen durch zu starke Erregung ihrer Phantasie und des Nervensystems darin versetzt werden, durch die Manipulationen des Magnetiseurs, durch das Massiren im Bade, oder auf tausend andere Weisen, wie die lächerlichen Bacquets zeigen, statt deren man auch eine lappländische Zaubertrommel, oder jeden beliebigen (eben dazu gestempelten) Fetisch nehmen könnte.

In einem Punct kommen alle Fälle überein, daß nämlich Wachen und Schlaf nicht, wie im gewöhnlichen Zustande, gehörig gesondert sind; in allem Uebrigen weichen sie einzeln ab, so daß man keine bestimmte Klassen daraus machen kann. Der mayländische Jüngling, dessen ich oben erwähnte, hatte, nachdem er völlig wachte, eine viel geistreichere, angenehmere Physiognomie, als im Schlafwandel; bei anderen habe ich keine Veränderungen gesehen; manche sollen, der Aussage ihrer Bewun-

derer gemäß, ein verklärtes Ansehen haben. Die Weisheit, welche Viele derselben auskramen, ist wohl ohne Ausnahme die der Magnetiseurs, und gewöhnlich durch Suggestivfragen an das Licht gebracht; falls nicht das Ganze Betrug ist, wie in dem höchst interessanten Fall, den S. Stiebel (Kleine Beiträge zur Heilwissenschaft. Frkft. a. M. 1823. 8. S. 149 — 212.) mit einer ihm große Ehre machenden Offenherzigkeit erzählt.

Anm. C. Alex. Ferd. Kluge hat in einer ohne Kritik abgefästen, allein mit seiner damaligen Jugend wohl zu entschuldigenden Schrift: Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus als Heilmittel (Berlin 1811. 8.), verschiedene Grade des Schlafwandeln und Hellsehens (clairvoyance) aufgestellt, und Viele haben ihm nachgeschrieben; allein aus den oben angeführten Gründen läßt sich eine solche Abtheilung gar nicht machen, und was das sogenannte Hellsehen in den eigenen oder fremden Organismus, um den Sitz der eigenen oder fremden Krankheit zu entdecken, oder in die Apotheke, um ein Mittel darin zu finden, oder in was sonst betrifft, so verdankt es entweder dem verschrobeneu Kopf, oder dem Betrug des Magnetiseurs, oder der Clairvoyante, oder beiden, alles Wunderbare, das davon erzählt wird. Es ist höchst lächerlich, wie solche Frauenzimmer das Innere des menschlichen Körpers beschreiben, lächerlich, was sie vom Sitz und der Materie der Krankheit schwatzen, und wenn nicht die mehrsten Magnetiseurs so sehr unwissend wären, so würden sie gar nicht wagen, das von jenen Gesagte zu erzählen oder niederzuschreiben.

Das Vorhersagen solcher Kranken, so weit es wahr und gut beobachtet ist, unterscheidet sich in nichts von dem, was bei erhöhter Phantasie in andern Zuständen vorkommt. Jeder Mensch, der gewisse Geschäfte nach der Uhr einrichten muß, hat zuletzt ein sehr genaues Zeitmaafs im Kopfe; allein auch bei andern

Arbeiten, die nicht so abgemessen sind, weiß man ziemlich genau, wie viel Uhr es ist; der Hunger, die Müdigkeit, eine Menge anderer Dinge mahnen unwillkürlich daran. Kranke haben mancherlei Vorempfindungen, wissen z. B. öfters aus dem Gefühl einer Aura epileptica den Anfang der fallenden Sucht u. s. w. Werden nun gar Kranke zum Orakel gemacht, so achten sie noch mehr darauf; trifft die von ihnen genannte Zeit nicht ein, so schweigt man davon; trifft sie aber ein, so sind sie Prophetinnen, und man denkt nicht daran, wie viel die innere Spannung und ihr eigener Wille dazu beigetragen haben. Nimmt man doch Alles von ihnen an, sogar ihre Erzählungen von Geistern, mit denen sie umgehen; ja hat nicht die Verblendung oder die Sophisterei einen sonst sehr achtungswerthen Mann so weit getrieben, daß er, wie die Betrügerin Auguste Rübel ihre Schändlichkeiten vor Gericht gestand, behaupten konnte, vor Gericht habe sie gelogen, und im Somnambulismus (wo sie betrog) sey sie wahr gewesen: ja wohl wahr und consequent im gemeinsten Betrage!

Jeden, der noch einen Zweifel über diese Dinge hat, verweise ich auf: C. H. Pfaff Ueber und gegen den thierischen Magnetismus und die jetzt vorherrschende Tendenz auf dem Gebiete desselben. Hamburg 1817. 8., so wie auf eine frühere vortreffliche Schrift: Antimagnetismus oder Ursprung, Fortgang, Verfall, Erneuerung und Widerlegung des thierischen Magnetismus. A. d. Fr. Gera 1788. 8. Vorzüglich verdient die darin (S. 224—230.) mitgetheilte Geschichte von dem Zauberspiegel des Juden Leon alle Aufmerksamkeit. Diesen Spiegel kauften Viele, nachdem sie bei ihm eine Probe damit gemacht hatten, für große Summen, und sahen Alles darin, was sie wollten, so lange sich Jeder für den alleinigen Besitzer des Zauberspiegels hielt; so wie sie aber die vielen andern, eben so verkauften Spiegel kennen lernten, sahen sie nichts mehr. So viel vermag die Phantasie!